



Esther
Kinsky
HAIN

Geländeroman Suhrkamp

nicht einmal das Dorf sah. Ich mühte mich mit meinen täglichen Gängen in der schweren feuchten Luft und den Schwaden von nassem Holzrauch. Ich begegnete der Hausbesorgerin am Tor, sie war eine nervöse Frau, die unentwegt mit dem peniblen Reinigen, Ordnen und Herrichten des Anwesens beschäftigt war. Sie lebte mit ihrer Schwester in einem sehr schmalen Haus neben dem Einfahrtstor. Morgens, noch im Morgengrauen, hörte ich die beiden Frauen in lauten Wortwechseln. Die Schwester stand auf ihrem winzigen Balkon, während die Hausbesorgerin auf ihrer ebenfalls winzigen Terrasse Ofenholz spaltete oder Wäsche aufhängte. Ich sah sie täglich, doch wusste nichts von ihrer Familie, ihrer Geschichte, ihrem Leben bis auf diese gegenseitigen Zurufe im Morgengrauen, die gelegentlich nach Streit klangen, und dem Flackern des Fernsehers in ihrem Zimmer nach Einbruch der Dunkelheit. Ich ging ihrem nervösen Ordnungsdrang lieber aus dem Weg. Doch an diesem Tag, umgeben von den weißen schweren Wolkenschleiern, schien sie plötzlich mitteilnehmend und ruhiger, sie zeigte in die Höhe, sicher meinte sie damit den Himmel, den man nicht sah, und sagte: *Giorni della merla!*

Die Amseltage sind die letzten Tage des Januar, in Italien angeblich die kältesten des ganzen Jahres. So kalt, dass einmal eine Amsel mit ihren Jungen frierend in einem Kamin Schutz suchte. Am ersten Februartag schien die Sonne, die Amsel, einstmals weiß und strahlend, kam hervor und war vom Ruß auf alle Zeiten schwarz gefärbt, doch war damit zufrieden, aus Dankbarkeit für die Wärme des rußigen Kamins. Diese Geschichte von Not und Verwandlung mit anschließender Moral als bleiernem Pfropf auf dem Wintermärchen erzählt man sich in mehreren Variationen, immer aber geht es um diese Tage des Jahres, und immer heißen sie die Tage der Amsel.

Am ersten Februartag schien auch in diesem Jahr die Sonne. Die Hausbesorgerin versprach im Vorbeihasten das Ende des Winters, der Käsehändler erklärte, vom grinsenden Nicken seiner Tochter begleitet, der richtige Winter setze erst im Februar ein. Er zeigte mit der Hand vor seiner Schürze, wie hoch der Schnee in manchen Wintern gelegen habe – und immer erst im Februar!, sagte er. Von wegen Amseln! Er machte eine wegwerfende Handbewegung, und ich zahlte meinen kleinen Einkauf bei der Tochter, die an diesem Tag eine altmodische Spitzenhaube auf ihrem Haar trug, wie ein Zimmermädchen in alten Filmen.

Am Nachmittag fand ich einen toten Vogel auf dem schmalen Balkon der Wohnung, von dem aus ich nur den Friedhof, nicht aber das Dorf sehen konnte. Morgens hing der Friedhof aus diesem Winkel betrachtet wie ein farbloser kantiger Klotz im Schatten, er hätte dann auch eine Fabrik sein können, ein Bunker oder ein Gefängnis, von keinem Strahl des Morgenlichts erfasst. Jetzt schien die Sonne hell, und die Zypressen standen wie scharf ausgeschnittene Figuren gegen den blauen Himmel. Die Balkonfliesen waren zum ersten Mal seit meiner Ankunft warm von der Sonne. Der kleine Vogel lag wie hingebettet dicht an der Wand in der Sonne, er war noch weich und warm, lebte aber

nicht mehr. Ich konnte keine Verletzung erkennen. Es war eine Tannenmeise, das Köpfchen trug eine ganz schwarze Haube, die am Schnabel ansetzte und am Hinterkopf einen weißen Flecken aussparte. Auch um den Hals lag ein schwarzes Band. Die Haube glänzte in der Sonne, und der cremeweiße Flaum auf dem Bauch zitterte in dem leichten Wind. Der Rücken war dunkelgrau, die Flügel etwas dunkler mit zwei Streifen aus ganz zart weißlichen Tupfen, zwischen denen das Gefieder schwärzer wirkte als auf dem restlichen Flügel. Wie winzig, wie unwirklich klein Geschöpfe aussehen, wenn das Leben aus ihnen gewichen ist. Der Vogel lag so leicht in meiner Hand, als wäre er hohl, er wog fast nichts, ein trauriges Ding, dem man jetzt, so kurz nach dem Tod, schon kaum noch ein Leben mehr zutrauen konnte.

Ich wartete bis zum Dämmer, und als der Fernseher im Zimmer der Hausbesorgerin zu flackern begann, begrub ich den Vogel zwischen den Olivenbäumen unterhalb der Terrasse.

Markt

Montags war Markt in Olevano. Als Marktplatz diente die glatt asphaltierte Fläche neben der Schule, am Fuße der Hänge, die erst nach dem Durchbruch des Tunnels bebaut wurden. Irgendwann hatte sich der Marktplatz sicher auf dem Piazzale Aldo Moro befunden, lange bevor der Platz diesen Namen bekam. Jeder Ort in Italien hatte einen Aldo-Moro-Platz, und immer schienen es Plätze zu sein, die dem mit dem Namen verbundenen Schatten zuliebe einem einstmals schönen Zweck entwöhnt worden waren. Der Tunnel, der Olevano zu einem Durchgangsort machte und durch den Felsen führte, war sicher nicht mehr als ein paar Jahrzehnte alt. Hätte mein Vater jemals einen Grund gefunden, uns nach Olevano zu fahren, hätten wir vielleicht noch einen Ort am Ende der gewundenen, möglicherweise nicht einmal asphaltierten Straße vorgefunden, der nur Richtung Westen und Rom blickte. Kleine Wege werden über den Kamm und durch das Dorf ins Hinterland geführt haben, vorbei an dem Haus, in dem ich wohnte und das jetzt genau oberhalb der Tunneleinfahrt auf dem Hügel saß. Dort entlang konnten neugierige Wanderer aus der Fremde zur Villa Serpentara in den Steineichenhängen und nach Bellegra spazieren. Sicher hatte der Tunnel die Landkarte der Olevaner verschoben und verzerrt. Wie merkwürdig musste es sich angefühlt haben, durch den Berg gehen zu können, anstatt hinauf- und hinabzusteigen. Der Tunnel war ein feuchter Schlauch, in dem es immer nach den Dieselabgasen der Busse roch. Er war nicht lang, sehr eng und beschrieb eine leichte Kurve. Kurz nach seinem Bau war er der Stolz des Ortes, man fand ihn sogar auf Postkarten abgebildet. Angegilbte Schwarzweißfotos mit einstmals weißem Rand auf dem matten festen Karton früherer Jahre zeigten den Eingang des erleuchteten Tunnels bei Nacht: die Öffnung in den Berg von schroffem Fels umkrustet, die Lichter auf nassem Asphalt gespiegelt, weit und breit kein Fahrzeug und kein Fußgänger. Aufnahmen aus unwirtlichen Nächten. Olevano machte nach dem Tunnelbau eine andere Art von Landgewinnung durch als trockengelegtes Flachland zwischen den tausend Armen mündender Flüsse in Meernähe. Häuser wurden an den rückwärtigen Hängen gebaut, die sicher einst bewaldet waren, und am Boden des kleinen Tals, in dem mehrere Bäche aus den Bergen zusammentrafen, wurde alles asphaltiert, die Bachläufe lagen begraben unter Schule, Sportplatz und Marktgelände, das gelegentlich auch für andere öffentliche Veranstaltungen genutzt wurde. Die Bäche krochen zu einem Gewässer vereint am Rand der geebneten Fläche und am Fuß eines spärlich mit Büschen bestandenen Felsenhangs wieder hervor und flossen weiter bergab zwischen Brombeergestrüpp und Weidicht. Auf der terrassenartigen Fläche oberhalb des Abhangs wurden Häuser errichtet, deren Balkone und Loggien direkt über dem Abgrund hingen.

An vielen Stellen längs der Straße nach Bellegra waren solche waghalsigen Siedlungen entstanden, die, von den rückwärtigen Fenstern meiner Wohnung aus betrachtet, planlos und ungeordnet schienen, Anhäufungen von Häusern, Wohnblocks, Gebäudeskeletten, zum Teil von Zeit und Wetter angenagt in roher Unvollendetheit. Schwach glimmende Straßenlaternen markierten die vorgesehenen Straßen, die nicht einmal Namen haben mochten, und selbst in den fertig gebauten Häusern sah man selten ein erleuchtetes Fenster. Das Gelände lag roh im Tageslicht und trostlos bei Nacht, vielleicht sogar untröstlich über seine völlige Untauglichkeit – weder zur Landschaft noch zum Obdach wollte es sich eignen.

Von meiner Veranda aus sah ich jeden Morgen Leute von der westwärtigen kleinen Ebene kommen, wo morgens die Gemüsegärten unter Raureif lagen. Auf Fahrrädern, kleinen Lieferwagen und gelegentlich sogar einem Esel brachten die Gemüsegärtner ihre Ware ins Dorf. Artischocken, Puntarelle, Schwarzkohl und Endivien. Nach dem nächtlichen Reif senkte sich tagsüber der Rückstand der Rauchwolken von den Olivenfeuern darauf. Die Gemüsebauern klapperten die kleinen Läden ab, ganz selten brachten sie auch mal etwas zu dem arabischen Geschäft, doch bis zum Marktplatz schafften sie es nie, der war den Lieferwagen und Kleintransportern vorbehalten, aus denen die angebotene Ware und alles Zubehör der Stände im Handumdrehen entladen waren. Montagmorgens drang der Lärm des Standaufbaus bis zu meiner Wohnung hinauf, doch das dauerte nicht lange, die Händler hatten Übung, jeden Tag waren sie an einem anderen Ort, wo sie dieselben Stände mit denselben Handgriffen aufbauten und die gleiche Ware anboten und verkauften – unerschöpfliche Vorräte an Polyesterkissen und Fluschdecken, aluminiumhaltigen Kochtöpfen und Teetassen, die mit sentimentalen scheinchinesischen Sprüchen in fehlerhaftem Englisch verziert waren. Auch ein paar Stände mit Zitrusfrüchten und Kartoffeln fanden sich, und immer mal wieder ein Händler, der Hunderte winziger Kakteen feilbot. Es gab auch andere Artikel, die den Anschein von Nützlichkeit hatten, Küchenzubehör aus buntem Kunststoff, Kunstlederjacken und Webpelzmäntel, Handtücher, Schwämme und Geschirrtücher. Die Kundschaft auf dem Marktplatz war so spärlich, dass ich mir kaum erklären konnte, wie sich die Marktleute jeden Montag aufs Neue zu diesem Ausflug aufrafften. Zwischen Markt und Fahrstraße lag ein Riegel niedriger Gebäude mit medizinischen Einrichtungen wie Röntgenlabors, EKG-Stationen, Zahnarzt, einer Versorgungsstelle für geringfügige Unfälle wie Schnittwunden, kleine Verbrühungen und Stürze von Trittleitern, und mir schien, diese Einrichtungen versorgten auch den Markt mit dem größten Teil seiner Kunden. Die Ehegatten von EKG-Kandidaten vertrieben sich dort die Wartezeit, und frisch verbundene Schnittverletzte suchten nach billigem Pflaster für die Zeit nach dem Größten und trugen bei ihrer Suche die bandagierte Hand starr und weithin sichtbar emporgereckt.

Im vorderen, alten, süd- und westwärts blickenden Teil des Dorfes drückten sich

marktmontags unterdessen Afrikaner auf dem Piazzale Aldo Moro herum und bemühten sich um Käufer für Dreierpackungen mit Socken oder Männerunterhosen. Bei schönem Wetter zogen sie mit ihrer Ware langsam an den älteren Leute vorbei, die sich dort sonnten, danach versuchten sie ihr Glück bei den jungen Frauen, die ihre Kinder zum Spielplatz brachten. Gegen Mittag wurden sie notgedrungen kühner und traten in die kleinen Läden im unteren Dorf, sprachen die dortige Kundschaft beim Kauf von Parmesan, Orangen oder Schulheften an und riskierten den Zorn der Ladenbesitzer und Verkäufer. Nie sah ich einen beim erfolgreichen Handel. Einmal beobachtete ich eine Gruppe Afrikaner, die sich nach Anbruch der Mittagszeit in einem verwahrlosten Winkel am Rande des Spielplatzes trafen, um die Socken und Unterhosen wieder zurück in einen schwarzen Plastiksack zu stopfen. Einer von ihnen schulterte den Sack, während andere den Boden nach Kippen absuchten, in den Müllkörben nach Essbarem wühlten und triumphierend Schachteln mit verschmähten Pizzarändern herauszogen. Dann gingen sie zum Bus, der sie zurück nach Cave, Palestrina oder in die Vororte von Rom bringen würde, Geld hatten sie wahrscheinlich keines eingenommen, und am nächsten Tag würden sie ihr Glück mit den Socken anderswo versuchen. Sie bettelten nie, und ihre freundlichen Phrasen, von denen sie doch wissen mussten, dass sie fast nie verfangen, gaben sie in einem geübten singsanglichen Italienisch von sich, das ihnen einen dünnen Anstrich von Hierhergehörigkeit gab. Ich kaufte ihnen nie etwas ab, obwohl ich es mir jeden Montag vornahm, doch in meinem Leben gab es keine Verwendung mehr für Männersocken, und ich fürchtete, das Gewicht solcher aus Mitleid getätigten Käufe könnte noch schwerer an dem Bleiherzen reißen als die Artischocken und Orangen. Ab und zu jedoch wechselten die afrikanischen Händler und ich einen Blick aus dem Augenwinkel, und ich bildete mir ein, dass wir uns dabei gegenseitig als Schauspieler auf einer von den Ansässigen sicher nie wahrgenommenen Bühne der Fremde abschätzten und erkannten, ein jeder mit seinem Bruchstück von einer Rolle befasst, deren Bedeutung für das gesamte von unbekanntem Ort aus geleitete Stück nie ans Licht kommen mochte.